

Siedelungen der Nordschwaben zwischen Harz und Weser.

Von

Dr. Bruno Crome.

Für die Erörterung methodischer Fragen der Siedlungsarchäologie ist Südhannover besonders geeignet. Verhältnismäßig einfach und klar erkennbar in ihren Schichtungen lagern diese in Wahrheit über sehr viel größere Gebiete in der Nachbarschaft sich erstreckenden Siedlungsvorgänge über diesem Gebiet zwischen Harz und Weser.

Die erste große Landnahme durch eine bäuerliche Bevölkerung erfolgte am Ausgang der jüngeren Steinzeit (etwa 2000 vor Christi Geburt) und wurde bedingt durch die beidseitig des Leinegrabens sich hinziehenden Lößdünen, die sich dann einerseits östlich in das Echter Becken, auf der anderen Seite westlich in die Einbecker Börde abzweigen. Der fruchtbare Boden dieser hier zusammengewehnten Steppensande bot reiche Möglichkeit für eine in den Anfängen des Ackerbaus und damit beginnender Sesshaftigkeit stehende Bevölkerung, sich zu siedeln.¹⁾

Zahlreiche Grabungen haben den topographischen Verlauf dieser steinzeitlichen Siedlungsstellen festgelegt; sie werden für die Ortsnamenkunde charakterisiert durch die sehr altertümliche Bildung auf — idi, — ithi (vgl. a. a. D. S. 68 ff.); dabei handelt es sich aber nicht nur um Einzelsiedlung, sondern um sehr dorfmäßige Anlagen, wie besonders die Grabungen von Diemarden (dort S. 53 ff.) dargetan haben.

¹⁾ Vergl. den Aufsatz des Verf. im vorigen Nachrichtenblatt (1924): „Steinzeitliche Provinz um Göttingen“, auf den auch für das Folgende hier verwiesen sein soll.

Werfen wir als ein Neues die Frage nach der Dichte dieser steinzeitlichen Bevölkerung auf, so legen die zahlreichen schon festgestellten und jährlich sich noch mehrenden Siedlungsfunde allerdings die Annahme nahe, daß sie schon verhältnismäßig sehr dicht gewesen sein muß und so der für diesen primitiven, ohne die modernen Düngungsmethodearbeitenden Ackerbau notwendige fruchtbare Lößboden wenigstens in seinen größeren Ausmessungen kaum noch nennenswerte siedlungsfreie Lücken aufgewiesen haben wird. Wo blieben nun noch Möglichkeiten für eine künftig nachrückende Bevölkerung?

Hier müssen wir uns zunächst eine Uebersicht über die Siedlungsmöglichkeiten außerhalb dieser Lößhöhen zu gewinnen suchen: an die eigentlichen Talgründe wird man zuerst denken, doch noch von Sumpf und Morast erfüllt und höchstens mit Auewäldern besetzt, boten sie den Menschen nur geringe wirtschaftliche Möglichkeiten; nur selten wird eine Siedlung der ältesten Schicht in ihre unmittelbare Nachbarschaft geschoben, wie das an dem von Harzschotter bedeckten Talgrund der Steinlake liegende Hördön (bezeichnender Weise alt Horidi, der „Sumpflag“); erst in frühhistorischer Zeit werden Orte dieser Periode allmählich der zunehmenden Austrocknung folgend, dorthin verlagert, wie man das in nächster Nachbarschaft von Göttingen an dem Dorfe Grone schön verfolgen kann (auch a. D. S. 69 f.).

Als eine andere nächste Möglichkeit ziehen die Muschelkalk-Höhen das Auge auf sich: damals nicht mit Wald, sondern mit Steppenheide und Gras bedeckt, wurden sie schon in der steinzeitlichen Siedlungsperiode wirtschaftlich genutzt, denn die Bauern der alten id=Dörfer bestellten nicht nur ihren Acker, sondern waren auch Viehzüchter; und während ihre Schweine unter den Eichen der Auewälder in der Mast gingen und in dem moorigen Ackerflamm sich herumwälzten, zogen ihre Kinder, Ziegen und Schafe zur Weide auf diese Muschelkalkhöhen. Ein Musterbeispiel für diese frühest erkennbare Grasnutzung der Muschelkalkgebiete ist Henthen auf der Eichsfelder Höhe, alt Hewithi „der Heuplag“; seine Lage auf einer steilabfallenden Trochitenkalkhöhe bietet dem Ackerbau nur schlechte Möglichkeiten, noch bis in die jüngste

Zeit brauchte man hier die Dreifelderwirtschaft, und so ist der heutige Zustand der Bewohner ärmlich; die „große“ Zeit dieses Landschaftsteils war, als die weiten Grasflächen für eine gewiß nicht unbeträchtliche Viehzucht genutzt wurden. Im übrigen bietet auch Heuthen die charakteristische Erscheinung des Auseinandersplittersns der alten Siedlung (vgl. a. D. S. 96): ein „Steinheuthen“ steckt in dem heutigen Steinheutherode; ein anderes Heuthen wurde durch die im Mittelalter unter landesherrlichem Einfluß statthabenden Aufforstungen wüst gelegt als „Wüstheuthen“ (noch heute hier große staatliche Forsten; vgl. auch den sehr bezeichnenden Forstnamen „Fürstehagen“), dann unter beschränkten Rodungsmöglichkeiten heute als „Würstheutherode“ erhalten. Gleich nördlich von unserm Gebiet nutzte Graße (alt Grasithi „der Grasplatz“) einen schmalen Muschelkalkstreifen. Wie allgemein die Grasnutzung dieser Muschelkalkhöhen im übrigen war, beweist westlich von Göttingen der Waldname Emme (im Göttinger Urkundenbuche als „Emmede“ älteres Emmidi „der dürre Platz“ und ursprünglich nicht die Bezeichnung für eine Waldparzelle, sondern eher für einen Steppenheidestrich, der auch jenen frühen Ansprüchen an die „Bonität“ des Weidebodens offenbar nicht genügen konnte. Diese Weidennutzung der Muschelkalkgebiete scheint bis in die frühhistorischen Zeiten, wenn wir mit dem Zeugnis der Ortsnamen hier folgen (von wenigen Ausnahmen abgesehen) eine wirkliche Besiedelung nicht nach sich gezogen zu haben, sondern blieb sehr wahrscheinlich von den Bauernhöfen des Lößgebiets in Abhängigkeit.

Noch eine erdgeschichtliche Bildung von größerer Ausmessung bleibt in Südhannover über: der Buntsandstein; wie verhält er sich zu den Siedlungen der vor- und frühgeschichtlichen Zeit? Schon ein schneller Blick auf die Karte, eine Befragung der in diesem Gebiet vorkommenden Ortsnamen lehrt, daß der Buntsandstein zu den alten Siedlungsgebieten nicht gehört, höchstens in seinen Randteilen als Wirtschaftsgelände in Anspruch genommen wurde. Die Statistik der Funde bestätigt diese Anschauung: die Buntsandsteingebiete des Eichfeldes und des Sollings sind geradezu fundleer zu nennen; das eigentliche Musterbeispiel für den Gegensatz des siedlungsfreundlichen Muschelkalk zum siedlungsfeindlichen Buntsand-

stein bietet in dem benachbarten Thüringen die Schmücke und die Schrecke: die erstere, Muschelkalkgebiet, zeugt schon mit ihrem Namen, alt Smuckidi, entstanden aus einer Frequenzbildung zu mittelhochd. smiegen, neuhochd. schmiegen für alte Kulturfreundlichkeit den Menschen gegenüber, und dieser sprachliche Beweis wird erhärtet durch die Anzahl dort gefundener schöner Steingeräte, mit denen die Museen von Berlin, Erfurt, Weimar usw. ihre Serien vervollständigen konnten. Im feindlichen Gegensatz hierzu die aus Buntsandstein aufgeschichtete Schrecke völlig fundleer (abgesehen von den Randgebieten und in ihrem Namen schon durch die nahe Verwandtschaft mit unserem neuhochd. „Schrecken“ genügend gekennzeichnet: die erdgeschichtliche Folgerung aus diesem Befund der Altertumskunde kam doch wohl nur die sein, daß die Buntsandsteingebiete damals mit einem der menschlichen Siedlung feindlichen Waldbestand bedeckt waren.

Es blieb also für landsuchende Neuankömmlinge in dem Gebiet zwischen Harz und Weser (wollten sie nicht sogleich zur Rodung schreiten), nur der Rest von Lößgebiet über, der von der älteren Siedlerschicht nicht besetzt worden war, besonders also die kleinen Seitentäler mit ihren oft nur sehr schmalen Lößstreifen.

So besteht zwischen dem Löß und dem Buntsandstein, obwohl beide geologisch sehr wahrscheinlich auf ähnliche Weise durch die Zusammenwehung großer Staub- und Sandmassen entstanden, siedlungsgeichtlich der stärkste Gegensatz, der auch durch den in dieser Hinsicht vom Löß wirtschaftlich abhängigen Muschelkalk durchaus nicht überbrückt wird.

In diese Landschaft, deren unterschiedlicher Charakter in der bisherigen Erörterung kurz umrissen worden ist, rückte um die Wende unserer Zeitrechnung ein neuer Zug von Siedlern, friedlich und schiedlich sich mit den alten Bewohnern auseinandersetzend, denn er nahm nur für seine neuen Sitze in Anspruch, was jene nicht besetzt hatten. Ihnen wollen wir uns jetzt zuwenden.

I. Die umfassendste Völkergemeinschaft unter den Westgermanen war die der Sueben; Cäsar, der zuerst mit einem swabischen Stamm zusammentraf und die Landsuchenden an seiner Staatskunst und seinen Waffen zerschellen ließ (Reste

dieses Stammes sitzen wahrscheinlich noch zur Zeit des Drusianischen Feldzuges im Jahre 9 v. Chr. in der Maingegend) hat von dem Gesamtvolk nur eine undeutliche Vorstellung; Tacitus wird seiner Bedeutung mehr gerecht, wenn er mit dem Namen der Suebi alle von den römischen Waffen noch nicht unterworfenen germanischen Stämme im innern Deutschland bezeichnet. Aber erst vollends deutlich werden sie uns, seit sie unter Kaiser Caracalla im Jahre 213 in größeren Zügen landsuchend südwärts den Thüringer Wald hinabstiegen, als ein Hauptvolk unter diesen die Juthungen. Damals begann die Besiedlung von Südwest-Deutschland, und als „ethnographisches Document“ haftet bis heute in diesem Südwestwinkel der Name „Schwaben“, lautgeseklich aus dem älteren Wort entwickelt. In der nächsten Nachbarschaft der ursprünglichen Sitze verharrten am längsten die „Nordschwaben“, in dem Gebiet zwischen Unstrut, Bode und Harz: (sie werden als solche zuerst ausdrücklich in einem ruhmredigen Schreiben des fränkischen Königs Theodebert an Kaiser Justinian (Duchesne I 862) genannt: *subactis Thuringis . . . Nor(t)suavorum gentis nobis placata majestas colla subdidit*. Doch auch sie zwang die Landnot zur Suche nach neuen Sitten, zunächst natürlich in der Nachbarschaft, so im Lande der Cherusker; wie gesagt, durchaus friedliche Vorgänge, die durch die Nachricht des Tacitus (in den Annalen 2,45) von einem Bündnisvertrag zwischen diesen und zwei swebischen Hauptvölkern, den südlichen (und zum großen Teil wohl mit unseren Nordschwaben identischen) Semnonen und den nördliche an der Unterelbe wohnenden Langobarden etwas wie eine auch staatsrechtliche Erklärung empfangen. Wie sich diese Bündniswirkungen nordwärts des Harzes ethnographisch entwickelt haben, muß einer größeren Studie überlassen bleiben; Gegenstand dieser Skizze bleibt der Zug um den Südharz in das Gebiet zwischen Harz und Weser.

II. Ist oben bei Betrachtung der älteren Siedlungsschicht der archäologische Befund maßgebend für die Bestimmung der auf steinzeitlicher Siedlungstradition beruhenden Ortsnamen auf — idi, — ithi geworden, so dürfen wir hier mit größerer Zuverlässigkeit den umgekehrten Weg gehen, die Ortsnamen zur Bestimmung des archäologischen Materials zu verwenden.

Auch bei den Ortsnamen auf =ingen, =ungen, die für diese zweite Siedlungsperiode in Südhannover charakteristisch sind, ist das, was wir das „physiologische“ in diesem Vorgang der Ortsnamengebung nennen können, durchaus erkennbar; er ähnelt zudem überraschend dem älteren Vorgang; auch das Bildungselement =ingen hat in seiner älteren Anwendung einen collectiv=localen Charakter und eignet sich deshalb nicht weniger gut als =idi zur Bildung von Flurnamen; dabei macht der Gebrauch von =ingen und =ungen keinen begrifflichen Unterschied; nur durch die umlautende Wirkung auf die vorhergehende Stammsilbe also ein rein formales ist jenes vor diesem ausgezeichnet (vgl. Schöningen und Schonungen, deshalb Schoningen im Solling wegen des fehlenden Umlauts ein altes „Schonungen“, wie Moringen ein altes „Morungen“). Für unser Gebiet kommt besonders die aus „Flurnamen“ bestehende ältere Schicht in Frage, im Gegensatz zu Südwestdeutschland, wo die jüngste, die nach Personennamen gebildete vorwiegend in Erscheinung tritt; dabei wird der begriffliche Uebergang von dem älteren localen zu dem jüngeren rein patronymischen sehr wahrscheinlich durch den Collectiv=Besitz der Sippe hergestellt, z. B. Ingolfingen, zunächst „auf dem Besitz des Ingolf“, oder „der Sippe des Ingolf“, zuletzt nur „bei den Erben, den Nachkommen des Ingolf“. Auch hierin liegt ein Beweis für den frühen Charakter der swebischen Siedlungsvorgänge in Südhannover.

III. Von den zur Namengebung verwendeten Begriffen. Es handelt sich auch hier in der Mehrzahl um Augenblicksbildungen, d. h. um Bildungen wie sie eine augenblickliche, oft sehr zufällige Beobachtung veranlaßte, auch daraus darf der Schluß auf eine Landnahme in einem unbesiedelten Gebiet mit einiger Notwendigkeit gezogen werden. Im übrigen, um die oben behauptete, begriffliche Ähnlichkeit mit der älteren Schicht zu erweisen, stelle ich entsprechende idi=Zeugnisse daneben, soweit sie mir zur Verfügung stehen (freilich ist dabei auf beiden Seiten das Namenmaterial aus den Nachbargebieten mit herangezogen): aus der Baum- und Pflanzenwelt Heselingen/Hasaiti — Wirkungen/Wirkithi — Hülsingen/Hulsithi — Moringen (an Stelle von altem „Morungen“) Morithi, also „im Röhrich“ wie oben „im Wirkich“ usw.

doch möglich auch das in „Moringen“ ein anderer, auch begrifflich entsprechender, aber außer Kurs gekommener Name der an dem Ort vorbeisießenden „Lutter“ d. h. „der Lauten, der Särmenten“, steckt, also „an der Rore“ (wie die Entsprechungen unten).

Aus der Tierwelt: Gensungen/Gansithi — Elbingen (beim Berlepsch und als Domäne bei Sieboldshausen, kaum wie unten in Albingen zu dem Flußnamen „Elbe“, sondern zu dem ausgestorbene germ. albiz „Schwan“/Elbithi (Gr. und Kl. Elbe in der Nähe von Hildesheim) — Hasungen/Hasithi — Wülfingen/Wulfithi usw.

Eine besondere Gruppe benützt als Bildungselement einen Flußnamen, so Bodungen „an der Bode“, dem eigentlichen Fluß der Nordschwaben, — Heldringen „an der Heldra“ — Beverungen „an der Bever“ — Moringen (an Stelle des ursprünglichen „Moringen“, vgl. Moringen bei Sangerhausen) „an der Moore“; Moringen außerdem der nördlichste Landnahmeplatz des Südgebietes (d. h. des um den Südharz herum besiedelten Gebietes)²⁾ — hierher auch Albingen (an der Werra) als besonders charakteristischer Versuch, den Hauptfluß des großen Ewelenvolkes überhaupt, die Elbe (die magna patria Albis des Geographen von Ravenna hier heimisch zu machen, ein localer Versuch, der gegenüber dem seit alters im Handelsverkehr eine Rolle spielenden Gesamtlauflauf des Werra-Flusses von vornherein aussichtslos bleiben mußte.³⁾

Eine Beziehung auf die Salzgewinnung bietet Salzung (an der Werra) und wenn die Nachricht des Tacitus (Annalen 13, 57) über Grenzkämpfe zwischen Hermunduren und Chatten wegen der in der Nähe des Flusses befindlichen Salzquellen mit Kaspar Zeuß (die Deutschen und ihre Nachbarstämme 97) wirklich auf die Werra und unsern Ort zu bezie-

²⁾ Den Charakter des Grenzgebietes bringt das benachbarte Schendingen (später, in der Karolingerzeit „modernisiert“ als Schnedinghausen) auch in seinem Namen zum Ausdruck; vgl. als entsprechend noch Scheidungen.

³⁾ Was dieser Ostbevölkerung gegenüber der Werra nicht gelungen ist, vermochte sie gegenüber einem bedeutungslosen Nebenfluß der Ruhme, der oben erwähnten Steinlufe, durchzusetzen, indem sie darauf den Namen des andern großen Flusses ihrer Heimat übertrug, der Oder.

hen ist, so beweist der Ortsname neben der antiken Nachricht den endlichen Sieg des von Osten herandringenden Gegners.

Auf salzhaltige Moraststellen, die bei der Schweinemast als Schwemmstellen sehr wertvoll waren, geht Sulingen (in der älteren Schicht ein entsprechendes Sulidi).

Selten erscheint ein personaler Begriff, so in Göttingen (Gudingen) „bei den Priestern; Wohnort der Priester, oder des Priesters“, kaum schon „bei den Nachkommen des Priesters“ (vgl. altnord. godi, got. gudja „Priester“) — Minningen „bei den weisen Frauen“ (vgl. ahd waltminni „Hexe“; meriminni „Sirene“; auch sonst in Ortsnamen).

IV. Der Siedlungsvorgang ist im einzelnen schön zu verfolgen: das Hineinschieben zwischen dem Buntsandstein und den Auetälern hindurch in noch unbesetzte Lößgebiete von oft sehr kleinen Ausmaßen, so südlich von dem alten Gibalithi (dem späteren Gieboldehausen) auf die Lößbänke bei Sulingen. Von hieraus drang wahrscheinlich auch ein Siedlertrupp durch ein aus dem Buntsandsteingebiet hervorschießendes Bachthal westwärts, und so wurde von Osten, nicht von der Seite des Leinetales aus das schon oben erwähnte Noringen gegründet. Diesem besonderen Zug verdankt auch Göttingen, jenes älteste in der Nähe des Reinsbrunnens, seine Entstehung; von hieraus hat es sich schon sehr früh westwärts auf dem Rücken des Mittelberges hingeschoben (bei dem Postneubau an der Friedrichstraße fand sich in einer sich weiter im Refelschen Garten hinziehenden Lößbank eine Herdgrube der späten Völkerwanderungszeit; der Fund wird sich künftig sicher noch durch „Duplicität der Fälle“ bestätigen lassen).

Ein ähnlicher Zug ging das Ahletal aufwärts, hinein in das Buntsandsteingebiet des Sollings, bis in das Aklarer Lößbecken: darin nun Orte wie Söhligen und Schoningen; schon früher, in der ersten Siedlungsperiode waren „Entdecker“ hier hindurchgedrungen, bis zu den Bergwiesen des heutigen Neuhaus, noch vor zwei Jahrzehnten als Geslütweide bedeutungsvoll, dem alten Hethi (zu latein. bu-cetum „Wiedtrift, Weide“ in Urverwandtschaft). Ein ganz vereinzelter Fall; an dieser selben Stelle versuchte man unter Ludwig dem Frommen eine Klostergründung der Benedictiner, doch die Gegend war so wild und rauh, daß sie schon 6 Jahre später (822) in das

mildere Wesertal auf den Königshof Hurori verlegt wurde (heute „Hörter und Corvey“).

V. Weiteres Schicksal: Es ergibt sich aus der erdgeschichtlichen Betrachtung der Einleitung. Da nur die von den Nachkommen der ersten Siedlerschicht, den *idi*-Leuten nicht in Anspruch genommen, für den Ackerbau den erstklassigen Boden hergebenden Lößgebiete zur Siedlung frei lagen, diese zumeist aber nur gering an Umfang waren, so entstanden für die jüngere Schicht der Siedlungen bald Schwierigkeiten: rund 20⁰/₀ dieser *ingen*-Siedlungen sind wieder wüst geworden, nicht etwa durch Kriegsnot, sondern durch freiwillige Aufgabe durch die Bewohner. Andere schritten zur Rodung in den angrenzenden Buntsandsteingebieten, und so entstehen, gleichsam zum urkundlichen Zeugnis für den Vorgang, auf dem Eichsfeld die Namenbildungen *Minningerode* (aus *Minningen*), *Desingerode* (aus *Desingen*), *Wülfingerode* (aus oben *Wülfingen*) usw. Am weitesten verlagert wurde bei diesem Rodungsvorgang *Elbingerode* bis westlich *Osterode* (von dem *Elbingen* bei *Gieboldehausen* aus gerechnet) dieses „*Elbingerode*“ wurde dann im 11. Jahrh. durch einfache Wanderung des Namens auch im inneren Harzgebiet heimisch.⁴⁾

VI. In den nordschwäbischen Siedlungskreis haben wir auch noch eine andere Gruppe von Ortsnamen zu rücken, die Bildungen auf *-feld* so *Wiesensfeld* (Bergfeld auf dem Wiesente weiden, bei *Gehsa*, als *Wisentfeld* bei *Dronke I* 156; ein anderes bei *Frankenber*; dagegen *Wiesensfeld* bei *Gieselwerder* zu *Wiese* (*pratium*) als *Wisensfeld* 1157 usw.); eine ganz besondere Wichtigkeit beansprucht auf dem Obereichsfeld *Schwobfeld* „wo Schwaben wohnen“⁵⁾ zunächst in unserem Falle eine Bezeichnung der Bergfelder, dann insbesondere der Ursprungsgebiete von Wasserläufen: so *Leinesfelde* für die *Leine*, *Rustefelde* für die *Ruste* (jetzt der „*Rustebach*“),

⁴⁾ Und so hat das Harzische *Elbingerode* auch mit einer Einwanderung von *Nordalbingiern* aus der jütischen Halbinsel nichts zu tun (wie man in Harzführen gelegentlich behauptet findet).

⁵⁾ Nicht unter die Zeugnisse für den Schwaben-Namen gehört *Schwehda* (bei *Gschwege*), noch 1301 als *Smebede*: es gehört zur ersten Siedlungsschicht und zu der Begriffsgruppe von oben *Hörde*-*Horidt* mit Beziehung auf den unfesten Grund des alluvialen Talbodens.

Mollenfelde für die Mollle, Dramfeld für die Dramme; hierher gehört auch Dransfeld als Ursprungsgebiet für eine jetzt vergessene und in eine farblose „Beke“ (das Femininum zu dem hochd. „Bach“) umgetaufte Dranse, und nach Edward Schröders (auf der Göttinger Tagung des Südwest- und des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumskunde 1913 vorgetragener) schöner Vermutung auch Eichsfeld als Ursprungsgebiet einer Eichise (eines „Eichenflusses“), eines verloren gegangenen Namens der Unstrut in ihrem Oberlauf; auch Unstrut der „Urwaldfluß“; eine dritte Compositionsmöglichkeit für diesen Flußnamen ist erhalten in dem der Unstrutquelle benachbarten Ortsnamen Eichstrut (gleichsam der Versuch die beiden anderen Namensformen zu verbinden).

Nur vereinzelt erscheinen Bildungen dieser Art im Mündungsgebiet eines Flusses, So Bursfelde (an der Mündung der Buriße, eines verlorengegangenen Namens der Nieme) wie das wenig oberhalb gelegene Bodensfelde: hier der Versuch der Nordschwaben den Namen der Schwälme durch den ihres heimischen Flusses, der Harz-Bode zu ersetzen.

VII. Zeugnisse der Archäologie, insbesondere keramische Funde aus Siedlungsuntersuchungen stehen uns (ganz im Gegensatz zu dem Reichtum der ersten, d. h. jungsteinzeitlichen Siedlungsperiode) hier erst vereinzelt zur Verfügung, doch dahin gehört der bedeutende Fund vom Reinsbrunnen, dem ältesten Göttinger, darunter als leitend eine glänzend-schwarze Keramik von sehr altertümlichem Charakter, verhältnismäßig flache, konisch sich verjüngende Schalen; selten erscheint ein Ornament, das deutlich an ein in Metall gepunztes Vorbild sich anlehnt (im Museum zu Göttingen). Diese Keramik ist seitdem auch in Fragmenten in Moringen und Beverungen zu Tage gekommen, es muß daran liegen, in allen-ingen (auch -ingerode) Orten auf keramische Funde zu achten, wenn eine solche Mahnung überhaupt noch nötig sein sollte (doch die Arbeitshypothese stärkt im einzelnen Falle die Freude am praktischen Suchen), damit in absehbarer Zeit das Gesamtproblem der Schwabensiedlung, nicht nur in Südhannover, sich weiter vertiefen läßt.

VIII. Weiter abgerundet wird das Bild dieser Neusiedlung durch die Ergebnisse der somatischen Anthropologie: hierher

gehören besonders die schon aus den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden Funde von dem Drakenberge bei Roringen: die wohlerhaltenen Schädel kamen damals in die Blumenbachsche Sammlung der Göttinger Anatomie; die übrigen Skeletteile sind wie auch die Beigaben leider nicht der künftigen Erforschung erhalten geblieben (ein unvollständiger Bericht bei Müller-Reimers, vor- und frühgeschichtliche Altertümer S. 53); ergänzend treten dazu die Schädelkunde vom Reinsbrunnen (ebenfalls in der Göttinger Blumenbachschen Sammlung). In der Hauptsache erscheint ein langschädlicher Typ, doch mit einem kurzen Gesicht, dazwischen aber an beiden Stellen auch Beispiele von einer mittleren Calotten-Länge und stärkerer Emporwölbung des Schädeldaches; innerhalb dieser Unterscheidung besteht aber die größte Einheitlichkeit der Beispiele. So ergibt sich denn ohne Zweifel, daß zwei verschiedene Bevölkerungselemente dieser von uns als „nordschwäbisch“ im vorhergehenden in Anspruch genommenen Siedlerschicht angehören. Zur Erklärung dieses wichtigen Tatbestandes bietet sich als eine „ethnographische Analogie“ der Swebenzug nach Südwestdeutschland; dort erscheinen neben den swebischen, d. h. westgermanischen Hauptträgern der Völkerbewegung schon sehr früh auch ostgermanische, und zwar zunächst burgundische Elemente. Auch bei dem von schriftlicher Nachricht nicht so erhellten nordswabischen Wanderungsvorgang scheint sehr wahrscheinlich ein ostgermanischer „Zusatz“ in Frage zu kommen.

IX. Aus dem Vorstehenden läßt sich zum Schluß noch eine archäologische Merkwürdigkeit in Südhannover erklären: die Skelettbestattung in den Reihengräbern von Rosdorf und Gronne. Bisher mußte das Verschwinden der hier wie im ganzen nördlicheren Sachsen geübten Brandbestattung mit Notwendigkeit auf christlichen Einfluß zurückgeführt werden, obwohl die ganz offensichtlich noch zu Tage tretenden heidnischen Gewohnheiten (so einem vornehmen Manne sein aufgeäumtes Pferd mit in das Grab zu geben) wenigstens stuzig machten, einzelne Formen unter den Beigaben aber solchen späten Ansat dieser Gräber vollends unwahrscheinlich sein ließen. Wir gehen jetzt kaum fehl, wenn wir auch hierin einen Einfluß der ostgermanisch-swebischen Bevölkerungsmischung se-

hen, die in Südhannover Eingang fand. Die bei den Ostgermanen seit alters heimische Skelettbestattung wurde dabei übernommen und verdrängte die Grabsttte der alteingesessenen Bevölkerung (in diesem kulturgeschichtlichen Vorgange birgt sich aber zugleich ein Zeugnis für die geistige Qualität der östlichen Einwanderer).
